Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 25 (1921-1922)
Heft: 4

Artikel: Regenwetter : eine Jugenderinnerung
Autor: Zimmermann, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664346

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wintermorgen.

O, Wintermorgen, klar und rein,
Du flutest über mich herein,
Wie eine kühle Welle;
Es fällt von mir, was mich bedrückt,
Und freudig schau ich und erquickt
In deine frische Helle.

Ein Wölklein segelt ganz allein,
Umhaucht von rosenfarbnem Schein,
Dahin auf blauen Bahnen.
Ein Glöcklein läutet ihm zur Fahrt,
So wundersam, so süß und zart,
Wie erstes Liebesahnen. —

Auch meine Seele ziehet aus,
Hinweg vom engen, dumpfen Haus,
Weit ist der Weg ihr offen. —
Und leicht beschwingt kehrt sie zurück,
Als hätte sie ein großes Glück
Auf ihrem Flug getroffen!

Bertha Hallauer.

Regenwetter.

Eine Jugenderinnerung von Arthur Zimmermann.

Draußen goß der Regen wie in Bindfaden vom Himmel herunter. Er klatschte an die Fenster, daß es eine Art hatte, und es machte durchaus nicht den Eindruck, als ob er so bald aufhören wollte. So mußten die Schwester und ich uns notgedrungen, so gut es eben ging, mit der Aussicht auf einen längern Stubenarrest abfinden. Nach unserem Geschmack war das nun gerade nicht, zum mindesten nicht nach dem meinen, der ich immer einen ziemlich großen Tatendrang in mir verspürte und mich am liebsten auch heute, trotz oder sogar gerade wegen des scheußlichen Wetters draußen herumgetummelt hätte, wo sich jetzt unter den strömenden Dachkenneln so gut Wasserrädchen und andere mechanische Einrichtungen hätten anbringen lassen, die einen nassen Kittel, ein paar schmutzige Hosen und verdorbene Strümpfe wohl aufgewogen haben würden. Aber es ging nicht — ich kannte die Mama — und probierte es nicht einmal, mit ihr in Unterhandlungen darüber einzutreten.

So drückten wir zwei denn nachdenklich und sehnsüchtig unsere Nasen an den Fensterscheiben platt und folgten mit unsern Zungen den daran herunterrieselnden Regentropfen, bis die Scheiben von dem zwiefachen Geschleck mählig blind wurden.

Als wir gar nicht mehr durchsehen konnten, drehten wir einander die Gesichter zu und frugen zugleich: „Und jetzt, was wollen wir machen — du?"

„Komm, wir spielen wieder einmal „Posthalterlis", meinte die Schwester.

„Gut", sagte ich — „dann will ich der Posthalter und du sollst Briefträger sein."

„Nein", forderte die Schwester — „ich will Posthalter und du sollst Briefträger sein!"

„Also", gab ich nach. Aber nach einer kurzen Weile der Überlegung erklärte die Schwester:

„Oder — wart! — Du magst doch Posthalter und ich will also Briefträger sein!"

Dabei blieb es und wir trollten uns in Papas Studierzimmer, wo wir in der gründlichsten Weise den Schreibtisch abräumten und was an Briefen und Zeitungen dort lag, kurzer Hand davontrugen. Ich installierte unter einem Tisch, den wir ringsum mit von den Betten des elterlichen Schlafzimmers geholten Wolldecken gegen außen abschlossen, das Postbureau und verkroch mich sofort in meinen Bau. Nachdem ich auf einem kleinen Spieltischchen, das ich ebenfalls hineinbugsierte, meine Briefschaften aufgestapelt hatte, konnte die Sache losgehen. Der Briefträger bekam seine erste Portion Briefe und während er in der ganzen Wohnung herum dieselben seinen fingierten Kunden abgab und mit ihnen die üblichen Gespräche — Empfänger und Briefträger in einer Person virtuos vereinigend — abwickelte, stempelte ich, dabei einen Höllenlärm vollführend, auf meinem Tische die übrigen Briefschaften mit Papas Petschaft kunstgerecht ab, wie ich es an unserem richtigen Postschalter schon öfters gesehen hatte.

Nach einer Weile kam dann der Briefträger zurück, empfing seine zweite und dritte Portion Post, bis der ganze Vorrat zu Ende war.

Da ich jetzt für den Augenblick nichts mehr zu tun hatte, so schlich ich, derweil die Schwester ihre Gänge machte, unterdessen in die Wohnstube, um im dortigen Kasten einmal nachzusehen, ob sich nicht etwas zu schnabulieren dort vorfinde. Ich fand aber nichts als zwei Stücke Zucker, die ich mir immerhin aneignete und brockenweise im Munde zergehen ließ.

Als ich zu meinem Postbureau zurückkehrte, machte mir der Briefträger, der nicht wußte, wo ich hingegangen war, und nicht begreifen wollte, daß auch ein Posthalter manchmal Ausgänge zu machen habe, Vorwürfe über meine Pflichtvergessenheit, sodaß ich kurzer Hand und mit bösem Gesicht erklärte, daß ich nicht mehr mitmache, womit die Herrlichkeit, wie üblich, ein Ende hatte. Dabei wandte die Schwester sich in diese, ich in jene Seite des Zimmers und beide taten wir so, als ob wir uns weder sähen, noch hörten, oder überhaupt jemals etwas von einander gewußt hätten. Ebensowenig bekümmerten wir uns um das Schicksal von Vaters Briefschaften, die in allen Ecken und Winkeln unserer großen Wohnung „ver-

schuggelt" lagen, was auch jeweilen das durchaus übliche Verfahren beim Posthalterlis-spielen war.

Das ging so eine Weile; aber als ich eben nochmals gründlich meine Hosensäcke durchmusterte, ob nicht noch ein Stück des Zuckers, den ich im Eßzimmer gemaust hatte, sich darin vorfände, stieß mich plötzlich die Schwester wieder in die Seite und frug mit verschämtem Augenaufschlag: „Du — was machen wir jetzt?"

Auch ich tat nicht dergleichen, als ob wir uns jemals entzweit hätten, und antwortete gleichmütig: „Mir ist's gleich — was willst du machen?"

„Wir könnten ja einmal „Krämerlis" spielen — weißt du, vielleicht hat die Mama Schokolade!"

„Ja — das können wir, und Schokolade hat sie — ich weiß nur nicht, wo."

Die Mutter hielt aus guten Gründen dafür, es sei durchaus nicht nötig, daß wir wüßten, wo sie die Schokolade aufzubewahren pflege — eine Ansicht, die speziell ich in keiner Weise für richtig hielt. Aber es war nun einmal so und wir mußten also, um welche zu bekommen, sie zu fragen gehen.

So trottelten wir denn einträchtiglich in die Küche hinaus, wo die Mama am Kochen war.

„Du", sagte die Schwester zu ihr, „gib uns doch ein wenig Schokolade, wir möchten „Krämerlis" spielen."

„So — so? Aber ich weiß nicht, ob ich noch welche habe", lächelte darauf die Mama. „Wartet ein Weilchen, ich will einmal nachsehen." Aber als ich Miene machte, ihr zu folgen, fügte sie sofort bei: „Nein — nein, Turli — bleib nur, ich finde sie schon allein. Es ist nicht gut, wenn man alles weiß."

So blieben wir denn lauschend zurück und warteten, bis sie wieder kam. Aber obwohl ich angestrengt durch den Spalt der angelehnten Küchentüre ihr nachhorchte, konnte ich nicht herausbringen, in welches Zimmer sie gegangen war.

Als sie zurückkehrte, gab sie mir sechs Stück Schokolade und sagte: „So geht denn und vertragt euch gut miteinander!"

Wir zottelten denn auch wieder ab und nun wurde die Posthalterei zum Krämerladen eingerichtet.

„Du bist der Verkäufer", meinte die Schwester mit der gleichgültig schlausten Miene der Welt, „und ich komme und kaufe ein," und meinte, wie fein sie das gedeichselt hätte.

„Also", sagte ich, ganz einverstanden und kroch sofort in meinen Verschlag, wobei ich gleich vorsorglich eines der Stücke in den Mund steckte.

Die andern fünf legte ich auf den Verkaufstisch und wartete dann auf die Käuferin.

Es ging nicht lange, so stand sie auch schon da und sagte: „Guten Tag, Herr Keller. Ich hätte gern ein halbes Pfund Schokolade, von der bessern Sorte, wenn Sie so gut sein wollen."

„Gerne", gab ich zurück, nahm eines der Stücke, wickelte es in Papier und legte es der Schwester hin.

„Was kostet es?" frug diese.

„Für Sie fünfzig Rappen, wenn Sie so gut sein wollen", antwortete ich, worauf die Schwester die Bewegung des Geldzählens machte und mit einem: „Adieu, Herr Keller!" wieder wegging.

„Adieu, schönes Fräulein", sagte ich, „kommen Sie bald wieder!"

Nach dieser Anstrengung hatte ich richtigen Hunger bekommen und ich zögerte denn auch nicht, von dem vor mir liegenden Vorrat zwei weitere Stücke in den Mund zu stecken, was außerordentlich gut schmeckte.

Nun lagen von den sechs Stücken also noch zwei da, die ich tiefsinnig und aufmerksam betrachtete. „Eines", überlegte ich dabei, „gehört noch mir —" das andere muß ich der Schwester noch verkaufen!

Ich setzte mich also auf meinem Schemel hinter den Verkaufstisch zurecht, in der bestimmten Erwartung, im Augenblick die letztere wieder erscheinen zu sehen, und wartete also ruhig ein Weilchen. Als sie aber immer noch nicht kam, beschloß ich aus lauter Langeweile vorderhand mein Stück aufzuessen, welchem Gedanken ich sofort die Tat folgen ließ.

Dann wartete ich wieder ein geraumes Weilchen. Als die Schwester immer noch nicht erschien, nahm ich mir vor, auf fünf zu zählen und wenn sie bis dahin nicht gekommen wäre, dann — — — —

In diesem Augenblick hörte ich ihre Schritte im nächsten Zimmer und begann, mit einem bedenklichen Blick auf das letzte Stück Schokolade auch sofort zu zählen.

„Eins! — Zwei! — Drei, vier, fünf!" und als sie bei fünf noch nicht vor dem Laden aufgetaucht war, ließ ich auch das letzte Stück auf dem gleichen Wege verschwinden, den die andern genommen hatten.

Kaum war das geschehen, stand die Schwester da und sagte mit freundlicher Stimme:

„Guten Tag, Herr Keller! Ich hätte gern noch ein halbes Pfund von der gleichen Schokolade, wie das letzte Mal. Sie war wirklich ausgezeichnet!"

Mit der gleichgültigsten Stimme, aber doch mit etwas Herzklopfen, antwortete ich:

„Ja, sie war wirklich gut. Aber es tut mir unendlich leid, es ist alles ausverkauft; gerade vor einem Augenblick hat Ihre Nachbarin das letzte Pfund geholt, das ich hatte."

Da fiel die Schwester, wie ich es eigentlich erwartete hatte, aus ihrer Rolle und zeterte:

„Das ist nicht wahr! Es gibt gar keine Nachbarin — du hast einfach alles allein aufgegessen! Warte, ich sag' es gleich der Mama!"

Damit eilte sie auch mit Mark und Pein erschütterndem Geschrei davon, direkt in die Küche, während ich so eilig als möglich den Laden verließ und mich irgendwo unsichtbar machte.

Nach einer Weile verstummte das Geheul — es kam auch Niemand, mich zu suchen, so daß ich mich schließlich aus meinem Versteck wieder hervor wagte und vorsichtig auf den Schauplatz meiner vorigen Tätigkeit zurückkehrte.

Die Schwester stand am Fenster, schaute still hinaus und biß an einem rotbackigen Apfel herum, den sie jedenfalls von der Mama als Entgelt für die Schokolade bekommen hatte.

Sie sah mich zwar etwas feindselig und mißtrauisch an und hielt die Hand mit dem Apfel vorsorglich hinter sich auf den Rücken, frug aber doch sogleich: „Was machen wir jetzt?"

Ich war sofort einverstanden, daß wieder etwas geschehen mußte, und meinte nach kurzem Nachdenken:

„Du — jetzt weiß ich noch etwas Schönes: „Wir wollen ein Märchen aufführen! Weißt du, jenes, das die Mama uns jüngst erzählt hat von dem König und der Königin und dem fahrenden Sänger, der das Lied vom „Totenbeinli" singt. Der König und die Königin sitzen auf dem Thron und dann singt der Sänger das Lied; dann merkt der König, daß die Königin etwas Böses oder Dummes gemacht hat, und dann stößt er sie vom Throne — das wird fein!"

„Ja, das wird fein", sagte die Schwester — „komm, wir wollen uns verkleiden!"

„Nein", entgegnete ich, „erst müssen wir den Thron bauen — komm! Ich weiß schon wie, aber du mußt mir helfen!"

Wir machten uns sogleich ans Werk, aber es war gar nicht so leicht, wie ich es mir gedacht hatte. Aber zuletzt ging es doch.

Zuerst zogen wir den großen Tisch in die Mitte des Zimmers. Davor kam ein Stuhl und vor diesem ein Schemel. Das waren die Stufen des Thrones. Auf die Tischplatte stellten wir drei Stühle neben einander und auf diese drei Stühle, vor die wieder ein Schemel kam, stellten wir noch einmal zwei Stühle. Es war ein ziemlich kompliziertes Bauwerk von nicht gerade sicherer Konstruktion — aber es ging, und mit einiger Sorgfalt konnte man auch ganz gut hinaufklettern. Ich probierte es zunächst und es war wirklich fein, wenn man einmal dort oben saß — pickfein!

Dann gings ans Verkleiden. Im „Gerümpelzimmer“ ganz am Ende des Korridors stand ein Kasten, in dem allerhand alte Sachen aufbewahrt lagen: Fastnachtskleider, alte militärische Effekten von Großpapa her, mit denen wir uns schon oft unterhalten hatten.

Ich setzte mir Großpapas Hauptmannstschakko auf, der mir zwar, weil er etwas zu weit war, die Ohren bedenklich herunterdrückte — sonst aber wirkte er recht königlich. Dazu band ich mir eine gelbe Seidenschärpe um den Bauch, die mir auch ganz famos stand, und als Szepter trug ich Mamas Ellenstecken. Die Schwester hing sich einen Merinoschal über die Schultern und machte aus einem Leintuch eine recht gut aussehende Schleppe. Würdevoll und wichtig zogen wir so ausstaffiert unseres Weges zurück ins Zimmer und machten uns gleich an die Besteigung des Thrones, was keine so leichte Sache war.

Erst half ich der Schwester hinauf, dann kletterte ich nach, mußte aber noch einmal herunter, weil ich beim Aufstieg den Tschakko verlor und ihn erst wieder holen mußte. Endlich stimmte aber alles — nur das eine Bein des Stuhles der Schwester hatte sich auf seiner Unterlage etwas verschoben und stand knapp neben dem Rande des untern Stuhles in der Luft, so daß er ziemlich wackelte und die Schwester, um ihn im Gleichgewicht zu erhalten, näher an mich heranrücken mußte.

Ich war sofort ganz im Spiele, und meine Phantasie arbeitete aufs lebhafteste.

„Jetzt kommt der Hofstaat unten im Saale — Siehst du?“ sagte ich leise zur Schwester.

„Wo denn?“ frug diese, worauf ich ihr nur einen Blick zuschoß und ärgerlich sagte: „Du Dumme, du weißt doch, wie es im Märchen geheißen hat — also!“

„Siehst du — jetzt sind alle im Kreise aufgestellt und jetzt kommt der Sänger. Siehst du? Jetzt nimmt er das Knöchelchen heraus und bläst darauf, wie auf der Flöte — hörst du? Jetzt mußt du weinen!“

„Ich kann aber nicht weinen“, sagte die Schwester, worauf ich erwiederte: „Dann mußt du doch so tun, als ob du weintest!“

Darauf rieb die Schwester sich lachend die Augen und tat, als ob sie heulte.

Ich aber fuhr fort — ganz vertieft in meine Vision: „Jetzt ist er fertig mit dem Lied und jetzt merke ich, daß du etwas Dummes oder Böses gemacht hast, und stoße dich vom Throne. Paß auf!“

Ich gab ihr mit finsterem Gesichtsausdruck einen Stoß in die linke Seite. Der mußte etwas wohl kräftig ausgefallen sein, denn sie rutschte energisch von mir weg nach rechts hin, worauf der Stuhl, auf dem sie saß, in Folge des in der Luft stehenden einen Beines plötzlich ins Kippen kam,

umstürzte, im Falle den untern Stuhl mit sich riß, womit auch meine Seite ins Wanken kam und der ganze obere Thronbau mit Donnergepolter rechts und links über den Tischrand hinaus in die Tiefe stürzte. Die Schwester und ich aber flogen ganz unköniglich und angstvoll aufschreiend in großem Bogen mit.

Es gab einen entsetzlichen Lärm, der im Handumdrehen eine Menge Leute herbeirief. Die Mutter kam eilends von der Küche her gelaufen, in der Hand noch die Kochkelle, mit der sie eben den Knöpfliteig geschlagen hatte — aus dem untern Stock erschien die ganze Familie Kretz, die nichts anderes glaubte, als die Zimmerdecke wäre bei uns eingestürzt — aus dem obern Stock rannten die Kochs herbei, die an ein Erdbeben gedacht hatten, und zu meinem Unglück trat im selben Momente auch mein Vater ins Zimmer, der gerade aus der Schule heimkam.

Es war eine ganz fürchterliche Geschichte.

Der Nutzeffekt des aufgeführten Märchenspieles bestand in drei abgebrochenen Stuhlbeinen, aus einer mächtigen Beule auf der schwesterlichen Stirne und einer blutigen Schramme an deren Hinterkopf. Sie schrie, wie wenn sie am Spieße steckte, und wurde, nachdem die Mutter sie gewaschen und verbunden hatte, gleich zu Bett gebracht. Auch der Applaus und das Händeklatschen fehlte nicht — das besorgte mein Vater gründlich auf meinen wohlgespannten Hosen — ich konnte mich wirklich nicht beklagen.

Das Mittagessen ward auch verzögert, war doch der Mama in der Küche bei dem Anlaß die Suppe übergekocht und ins Feuer gelaufen, so daß sie eine neue kochen mußte.

Als ich dann am Nachmittag, einsam und schwesterlos, am Wohnzimmerfenster stand und auf die Straße blickte, in die es immerzu wie mit Bindfaden heruntergoß, philosophierte ich vor mich hin, indem ich meine jetzt noch schmerzende Sitzgelegenheit rieb:

„An der ganzen dummen Geschichte ist eigentlich nur der Regen schuld. Warum regnete es eigentlich? Wie herrlich ist es doch, wenn die Sonne scheint, wenn man draußen herumspringen kann, statt zu Hause eingesperrt mit dummen Mädchen spielen zu müssen! Ein Bruder wäre doch etwas anderes — da wäre nichts passiert. Ja — ja, Buben sind doch andere Kerls. Ein wahres Glück, daß ich ein Bube und kein Mädchen bin."

Nachdenklich drückte ich meine Nase an die Fensterscheibe und als in diesem Augenblicke der Wind dem Herrn Pfarrer, der eben unten vorbeiging, den Regenschirm umkehrte, mußte ich laut vor mich hin lachen und hatte damit auch den mir eine Zeit lang abhanden gekommenen Humor wieder gefunden.

Es war doch lustig auf der Welt und wer weiß: Vielleicht schien morgen schon die Sonne wieder!